

Die Gräber der jüngern Eisenzeit in der schweizerischen Hochebene

Autor(en): **Tschumi, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 22

PDF erstellt am: **20.09.2024**

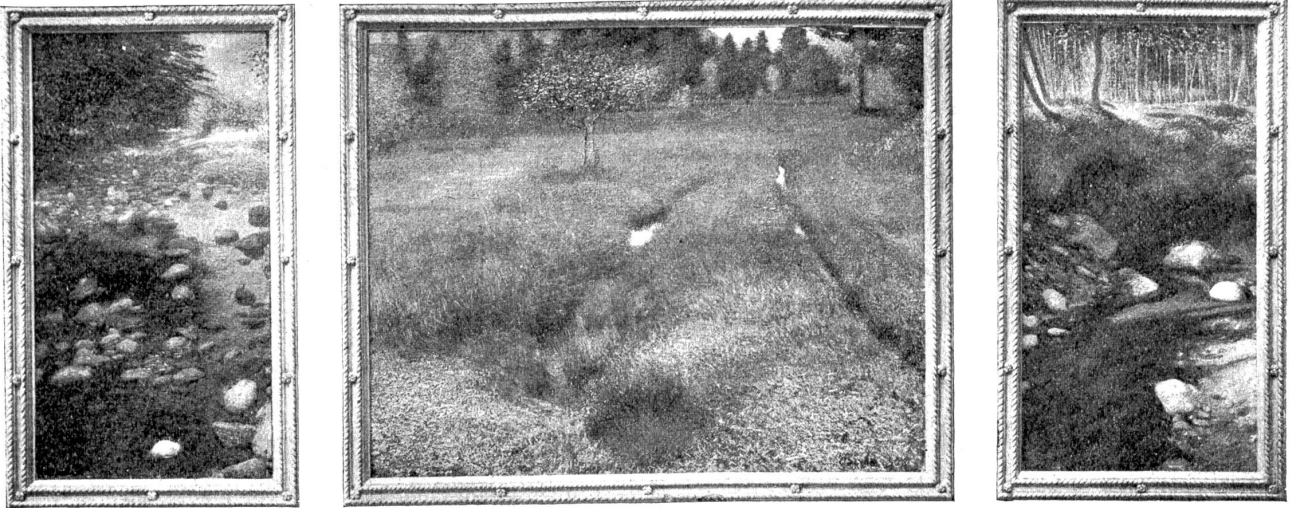
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637467>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Edoardo Berta: Stille Harmonie.

Farbenfülle des Herbstwaldes, ein herbstlicher Sonnenuntergang u. s. w. Berta hat einen tiefen Respekt vor der Natur; er bejaht sie leidenschaftlich, nicht wie viele seiner modernen Kollegen, die sich ihrer zu schämen scheinen. Er malt mit der feinsten Spitze des Pinsels; aber er malt wirklich, er zeichnet nicht bloß Umrisse. Seine Farbenskala ist unendlich reich, fast wie die Natur selber. Alles Gegenständliche erscheint aus der Farbe herausgeboren, wirkt darum warm, wie von Licht und Luft umflossen. Die pointillistische Arbeitsweise Bertas gemahnt an Segantini; doch läßt sich kein stichhaltiger Vergleich ziehen zwischen den beiden Künstlern, die sich in ihrer seelischen Konstitution ganz verschieden sind. Berta ist, wie schon betont, ein Idylliker, kein Glühler und Philosoph. Sein Stoffgebiet ist beschränkt; der Künstler hat sich diese Beschränkung selbst auferlegt; daß diese weise Einsicht ist, nicht mangelndes Können, beweisen die figürlichen Werke (Messidoro) und beweisen seine Porträts; das Selbstporträt, das die Ausstellung zeigt, ist geistvoll belebt; der Mädchenkopf „Nina“ von großer Innerlichkeit und feiner Poesie.

Berta wohnt in Lugano; er ist mit ganzer Seele seiner Tessiner Heimat ergeben. Er scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, die Schönheiten seines engern Vaterlandes auszuschöpfen. Wie ein Gotthelf nicht müde wurde, die Schönheiten des Bernerlandes zu schildern, wie sich ein Suggenberger nicht losreißen kann von seiner Scholle, ehe er ihre Poesie ganz erfasst hat, so malt Berta Stück um Stück der Tessiner Landschaft. Er wirbt so nicht nur für seine Kunstauffassung, sondern auch für seinen Heimatkanton. In der gleichen Linie liegt es, wenn Berta im Auftrag der Kantonsregierung ein großangelegtes Werk über die historischen und kunsthistorischen Denkmäler des Kantons Tessin herausgibt. Bereits liegen 12 Lieferungen vor, die eine reiche Fülle kunsthistorischer Erscheinungen aus dem Südzipfel unseres Vaterlandes in Wort und Bild festhalten. Das Werk vertieft unsere Erkenntnis, daß Edoardo Berta eine der kraftvollsten Künstlerpersönlichkeiten ist, die wir in der Schweiz besitzen. Es zeigt uns aber auch, daß der Boden wohl vorbereitet ist, dem sein schönheitsdurftiges Künstlertum entspringt. H. B.

Die Gräber der jüngern Eisenzeit in der schweizerischen Hochebene.

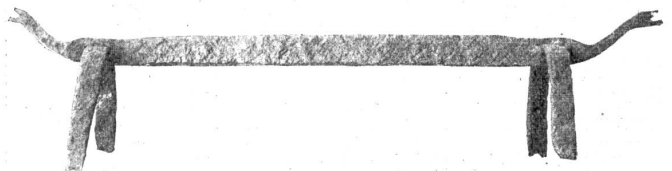
Les sépultures du second âge du fer sur le plateau suisse.

Par D. Viollier, Genève Georg & Co. 1916. Fr. 12.50.

Das erste zusammenfassende Werk über die vorgeschichtliche Altertumforschung in der Schweiz verdanken wir J. Heierli, welcher im Jahre 1901 seine „Urgeschichte der Schweiz“ veröffentlichte. Das außerordentlich verdienstliche Buch, dem leider die Quellennachweise fehlten, ist seither von der Forschung in vielen wichtigen Punkten überholt worden und hat keine zweite Auflage erlebt.

Der Mangel eines solchen Nachschlagewerkes machte sich weniger fühlbar, weil seit dem Jahre 1908 die schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte jährliche Jahresberichte herausgibt, die über die Funde und Ausgrabungen des betreffenden Jahres mittelst Wort und Bild orientieren. Seitdem das Sekretariat der Gesellschaft in die Hand von Professor E. Tatarinoff in Solothurn gelegt worden ist, sind diese unscheinbaren Jahresberichte zu einem trefflichen Jahrbuch der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in der Schweiz geworden, das dem Laien und Forscher gleich unentbehrlich ist. Und zwar begnügt sich der Verfasser nicht

nur mit einer kritischen Fundstatistik über die verschiedenen Epochen, sondern er läßt es sich angelegen sein, durch Hinweise auf die neueste in- und ausländische Literatur die Forschung zu fördern und zu beleben. Während so die jährlichen Vorkommnisse festgehalten werden, hat unterdessen D. Viollier ein auf eigenen Ausgrabungen und Forschungen beruhendes Werk über die Gräber der Latènezeit im schweizerischen Mittellande erscheinen lassen, das zu den wichtigsten Veröffentlichungen auf diesem Gebiete gerechnet werden muß. Es ist von der Stiftung von Schnyder von Wartensee herausgegeben worden und als Teil eines mehrbändigen Werkes gedacht, welchem der Verfasser den Titel gibt: Les civilisations primitives de la Suisse.



Seuerbock aus der Zibl.

D. Viollier ist wie wenige zur Ausführung einer solchen Aufgabe berufen. Seit dem Rücktritt des verdienten Konservators Ulrich am schweizerischen Landesmuseum in Zürich leitet er an dessen Stelle die archäologische Abteilung. Eine

Menge Fundberichte und wissenschaftliche Einzelabhandlungen sind aus seiner Feder geflossen, die sich alle durch Genauigkeit und Klarheit auszeichnen. Erst nachdem er sich



Latène, Lanzenspitze mit Schaft.



Kessel aus Bronze mit Baken aus Latène.

auf diesem methodisch sichern Wege den Ueberblick über das Material und die Literatur verschafft hat, ist er an die Ausarbeitung eines größeren zusammenfassenden Werkes geschritten. Es behandelt die Gräber der zweiten Eisenzeit oder Latènezeit, die man allgemein in die Jahre 400—50 vor Christus zu setzen pflegt. Nach dem Vorgange von Oskar Montelius sucht er aus den Funden eine relative Chronologie zu entwickeln, indem die Gegenstände zu typologischen Reihen zusammengestellt werden, in denen sich ältere und jüngere Typen erkennen lassen. Dies geschieht vornehmlich an dem beliebten Schmuckgegenstand der Latèneleute, der Fibel. Bei der Datierung vorgeschichtlicher Funde der Metallzeit spielt kein Gegenstand die Rolle, welche der Hefnadel oder Fibel zukommt. In der Bronzezeit entsethend, entwickelt sie sich in der ältern und jüngern Eisenzeit derartig, daß man sie getrost der Bedeutung gleichsetzen darf, welche der Knopf an der Bekleidung der Modernen hat. In einzelnen Latènegräbern wird sie auf den Skeletten in der Zahl bis zu 20 Stücken gefunden. Die Latènefibel zeigt folgende Entwicklung: In der ältesten Zeit (Latène I)

ist ihr Fuß frei, aber auf den Bogen zurückgebogen, in der mittlern (Latène II) mit dem Bogen durch einen Ring oder eine Schnalle verbunden, in der jüngsten (Latène III) in gleichzeitigem Gusse mit dem Bogen verschmolzen.

Für die Datierung ebenfalls verwendbar sind die Torques oder Halsringe, welche von den Kelten als Stammeszeichen getragen wurden und sich auf den römischen Darstellungen keltischer Krieger fast durchgängig nachweisen lassen. Sie erscheinen in der Latène I, verschwinden aber mit Latène II. Die absolute Chronologie geht nun noch weiter, indem sie die Gegenstände mit der christlichen Zeitrechnung in Beziehung bringt und uns Aufschluß gibt, aus welchem Jahrhundert vor oder nach Christus ein Fundgegenstand stammt. Sie läßt sich nur auf eine Periode anwenden, die mit einer geschichtlichen Periode in einem andern Lande verknüpft ist und wenn Beziehungen zwischen den beiden Ländern nachweisbar sind. Um es deutlich zu machen, kann man für die südamerikanischen Länder und Mexiko nur eine relative Chronologie aufstellen. Wohl sind auch dort ältere und jüngere Typen erkennbar, aber innerhalb der ganzen Zeit sind keine geschichtlichen Vorkommnisse festzustellen. Deswegen bezeichnet man die Vorgeschichte dieser Länder schlechthin als präkolumbische Zeit.

Die absolute Chronologie läßt sich aber in Europa aufstellen, weil dessen Länder mit den Mittelmeervölkern Ägyptens, Griechenlands und Italiens in Beziehung standen und wir von den letztern geschichtliche Kunde haben, die in Ägypten mindestens bis ins Jahr 3000 vor Christus zurückgreift. Viollier stützt seine absolute Chronologie der Latènezeit in der Schweiz auf zwei geschichtliche Ereignisse, die Einnahme Roms durch die Kelten im Jahre 390 v. Chr. und die Eroberung Helvetiens durch Caesar im Jahre 58 v. Chr. und unterscheidet die Epochen Latène I 450—250 v. Chr., Latène II 250—50 v. Chr.

Eine Reihe von weiteren Fragen, die noch unangeklart sind, sucht er an Hand des Fundmaterials zu lösen. Mit C. Jullian nimmt er an, daß die Kelten sich um 530 am Mittelrhein niederließen. Dabei fanden sie eine Bevölkerung vor, welche die Kultur der ältern Eisen- oder Hallstattzeit aufwies. Unter dem Einflusse der keltischen Einwanderer nahmen die Hallstattleute nach und nach neue Gebräuche an. Hatten sie vorher ihre Toten verbrannt und über ihnen Grabhügel (Tumuli) aufgeworfen, so gingen sie nun zu dem keltischen Brauch über, die Toten zu bestatten. Ebenso verändern sich die Formen der Baukenfibel und der Certosa-fibel, indem sie die doppelspiralige Feder annehmen, welche bei den Kelten gebräuchlich war. Daraus schließt D. Viollier, daß die Kelten die Träger der Latènekultur waren und daß sie dieser bei ihrer Fortsetzung am Mittelrhein auch bei den Stämmen der Hallstattleute zum Durchbruch verhelfen. Entgegen der gewöhnlichen Auffassung nimmt er ferner an, daß die Helvetier, ein Stamm der Kelten, schon um 450 v. Chr. unser Land besetzt hätten. Das scheint ihm aus der Einheitlichkeit der Latènekultur in unserm Lande hervorzugehen, welche sich im Laufe von 400 Jahrhunderten kaum merklich veränderte. Wären sie aber, wie man nach den Zeugnissen der römischen Schriftsteller annimmt, erst im Anschlusse an den verunglückten Cimbern- und Teutonenzug des 2. vorchristlichen Jahrhunderts auf unser Gebiet getreten, so müßten sich Spuren dieser gewaltigen Besiedelung vorfinden.

Während wir in diesem Abschnitt einige interessante Erklärungsversuche kennen gelernt haben, die sich doch aus den Indizien eines reichen archäologischen Materials rechtefertigen lassen, betritt der Verfasser selten Boden, wenn er auf die Gräber und ihren Inhalt eintritt. Nicht, als ob es hier keine Fragen mehr zu lösen gäbe, aber im wesentlichen ergeben sich die Schlüsse aus dem Material selbst. Sorgfältig sind alle neuen Funde verzeichnet und mit bibliographischen Nachweisungen begleitet. Die wichtigsten Fundtypen sind, auf prach-

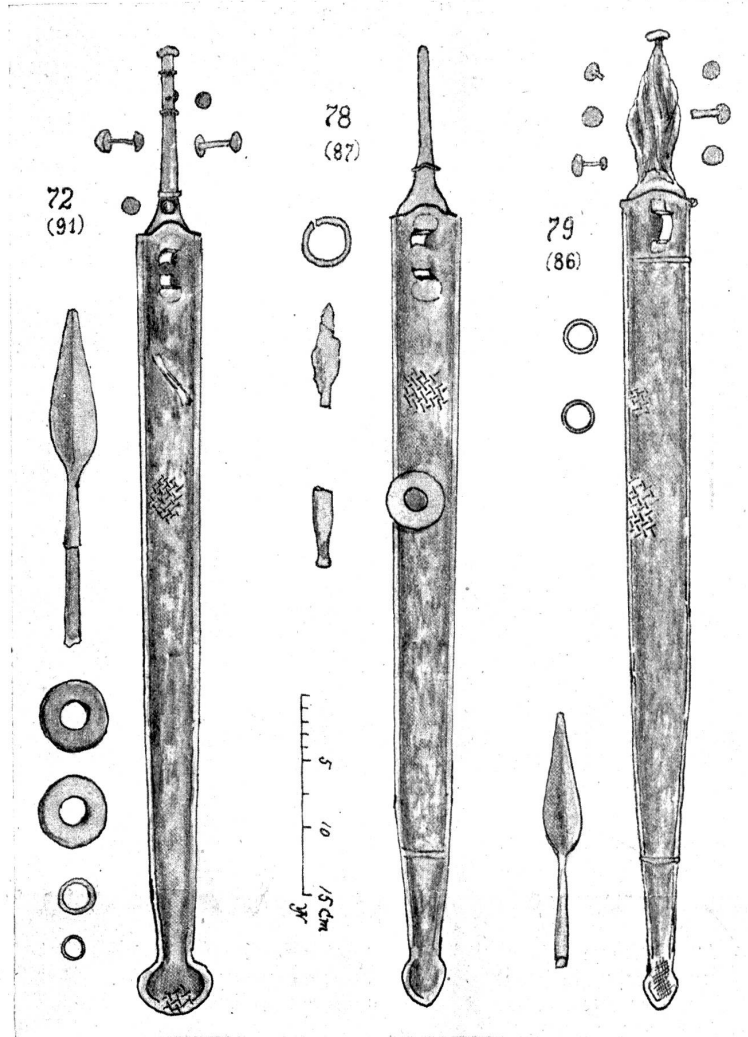
vollen Tafeln wiedergegeben, aus den Einzel-funden herausgehoben und zu typologischen Serien zusammengezogen. So wird die ermüdende Wiederholung vermieden und doch die Rekonstruktion eines jeden Grabfundes an Hand der beigegebenen Zahlen und Angaben ermöglicht.

Da das Vollier'sche Werk nicht allgemein zugänglich ist, so möge es gestattet sein, eine kurze Darstellung der Totengebräuche der Kelten zu geben, wie wir sie aus ihren Gräbern kennen lernen.

Die vorherrschende Bestattungsform bei den Helvetiern war die Totenbestattung in sogenannten Flachgräbern. Diese sind äußerlich nicht sichtbar, sondern bei Bauten und Riesgewinnung stößt man durch Zufall auf solche Gräber und Grabfelder. Das Aaretal und die Gegend von Bern ist insbesondere reich an derartigen Funden. An keltischen Gräbern wurden bis heute gehoben in der Nähe der Stadt oder in der Stadt Bern selbst: Zwei Gräberfelder in der Tiefenau (Schärloch und Aaregg), Holligen, Inselfeuer, Lorraine, Muristalden, Schöthalde, Schwarztorstraße, Weißenbühl, Viktorialstraße, Wylerfeld, Wanddorffeld. Von Bern aufwärts bis an den Brienzensee stoßen wir auf solche Gräber, die uns auf eine dichte Bevölkerung schließen lassen. Größere Gräberfelder sind bis jetzt im Kanton Bern nur in Münsingen aufgedeckt worden, wo man gegen 220 Gräber ausgrub. Ein nur teilweise ausgebeutetes Gräberfeld bei Richigen soll in bessern Zeiten erforscht werden. Den alten Schriftstellern war es bekannt, daß die Kelten an die Unsterblichkeit der Seele glaubten. Dieser Glaube war bei ihnen so unerschütterlich fest, daß sie einander Geldsummen liehen, welche erst im Jenseits zurückzubehalten waren.

Das Flachgrab der Helvetier enthält meistens nur einen Toten; in einigen wenigen Fällen waren mehrere junge Leute zusammen bestattet. Der Tote liegt immer auf dem Rücken, mit ausgestreckten Beinen. Die Arme sind ebenfalls längs dem Körper ausgestreckt; manchmal liegt eine Hand auf dem Becken, oder sind die Arme auf der Brust gekreuzt. Der Kopf ist ein wenig auf die Seite geneigt, bald auf die linke, bald auf die rechte oder nach vorn, das Kinn auf die Brust gesenkt. In einigen Fällen fand man unter dem Schädel einen Stein, der dem Toten als Kopfstütze diente. Die Gräber sind nicht von regelmäßiger Orientierung. Die beliebtesten Richtungen, welche die Kelten ihren Gräbern gaben, sind die von Süd-Nord und Ost-West. Von den Holzjürgen, in welchen sie beerdigt wurden, hat sich meist nur eine dunkle Spur einer Moder-schicht erhalten, welche dem unkundigen Auge meistens entgeht. Nun wird man fragen, wenn die Gräber der Toten äußerlich unsichtbar waren, ob denn nicht häufig bei Neubestattungen alte Gräber gestört und aufgebrochen wurden. Derartige Fälle sind äußerst selten und sind nicht Zeitgenossen, sondern spätern Völkern zuzuschreiben. So haben die Germanen, welche in dem Grabfelde von Bümpliz ihre Toten bestatteten, einige keltische Gräber angeschnitten, deren Vorhandensein ihnen nicht mehr bekannt war. — Es ist anzunehmen, daß die Kelten ihre Friedhöfe äußerlich kennzeichneten, sei es durch einen umlaufenden Graben oder jedes einzelne Grab durch ein Mal aus Stein oder Holz, welche dann in spätern Zeiten dem Landbau zum Opfer gefallen sind.

Unter den Grabvorkommnissen spielt die Asche und Kohle eine große Rolle. Da fanden sich in halbkreisförmigen Gruben zwischen den Gräbern Ueberreste von Asche und Kohle, welche zweifellos bei der Bestattung als Totenfeuer



Grabfund von Münsingen. Schwerter und Lanzen spitzen.

angezündet wurden. Die Erde zeigt nie eine Spur von Anbrennung, und so muß man annehmen, daß sie in die Nähe des Grabes gebracht wurden und bei der Bestattung des Toten nach der allgemeinen Totenstätte vorhanden sein mußten.

Auch im Innern der Gräber finden sich Asche und Kohle. Diese stammen vielleicht vom häuslichen Herde her, welcher den alten Völkern geheiligt war. In den ältesten Zeiten kam es vor, daß man die Toten unter dem Hausherde bestattete, damit sie dessen Heiligkeit nicht entbehrten. In jüngerer Zeit wurde diese Sitte vielleicht abgelöst, indem man Asche und Kohle vom Herde nahm und sie dem Toten mit ins Grab legte. Damit blieb er in Beziehung zu seinem Hause auch im Jenseits.

In einigen Fällen ist der Tote vollständig eingehüllt in eine Aschenschicht von 12–20 cm Dichtigkeit. Daß sie nicht die Verwesung des Toten verhindern sollte, ersehen wir aus einem interessanten Vorkommnis. Im Grabe eines Kriegers lag auf dessen Lanzenspitze eine Handvoll Kohle, worin wir zweifelsohne ein Totenritual zu sehen haben. Meistens handelt es sich übrigens nicht um massenhaftes Beigeben von Asche, sondern wir finden statt dessen zwischen den Beinen des Toten oder zu seinen Füßen eine Handvoll Kohle.

Beigaben von Speisen sind in seltenen Fällen festgestellt worden. Der Tote, der in voller Bekleidung und Ausrüstung in das Grab gelegt wurde, erhielt aber

jedenfalls auch Speisen mit. Nur da, wo ganze Stücke mit Knochen mitgegeben wurden, läßt sich das nachweisen. Dies war in Münsingen der Fall, wo man zu Füßen des Toten Ueberreste einer Ochsenrippe und einen Kalbsschenkel fand. Merkwürdigerweise scheint man den Toten keine Getränke ins Grab gestellt zu haben. Dies dürfen wir daraus schließen, daß die Gefäße in den keltischen Gräbern meistens fehlen, während sie in den frühern vorgegeschichtlichen Epochen ständig vorkommen.

Es wäre nach D. Biollier möglich, daß dem Toten die Getränke auf das Grab geschüttet wurden, wie dies von den Griechen überliefert ist, welche zur Zeit der Kelten ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht hatten. Daß nämlich die Kelten von den Griechen sich bei ihren Grabgebräuchen beeinflussen ließen, ersehen wir aus dem Totengebrauche, dem Toten eine Münze, den Obolus in die Hand zu geben, welchen er dem Fährmann Charon bei seinem Eintritt in die Unterwelt überreichen mußte. Diese gleiche Sitte findet sich bei den Etruskern und Römern, kommt am Ende der Latènezeit, also im 1. Jahrhundert vor Christus, in einigen keltischen Gräbern vor.

Nach diesen anerkennenden Ausführungen darf nicht verschwiegen werden, daß man mit dem Verfasser nicht durchweg gleicher Meinung ist. So erscheint mir z. B. sein Urteil über B. Reineckes Beitrag zur Kenntnis der La Tène Denkmäler auf S. 7 nicht gerechtfertigt. Ferner sollte man bei den einzelnen Vorkommnissen auch noch den Ort und die Grabnummer anführen zur Erleichterung der Nachprüfung. Alles in allem aber ist Biolliers Buch eine reißfeste Leistung, zu der man den Verfasser beglückwünschen darf.

D. Tschumi.

Sagen aus dem Guggisberg.

V.

Im Dorfe Schwarzenburg lebte einmal ein junger Mann, der fragte den Mädchen nichts nach und wich ihnen aus, wie er nur konnte. Er hatte auch wenig Umgang mit seinen Altersgenossen, sondern ging nur zu den notwendigsten Arbeiten und Berrichtungen aus dem Hause, worin seine alternde Mutter die Hausgeschäfte verrichtete, bei denen er ihr wie ein treuer Knappe mithalf, so daß er oft als „Mutterhünd“ verspottet und ausgelacht wurde. Das bewirkte aber nur, daß er noch weniger ins Dorf ging und seiner Mutter um so anhänglicher wurde. Aber einmal wurde diese krank und mußte sterben. Der junge Mann war untröstlich und trennte sich nicht von der Leiche, bis sie ihm das Grab entriß.

In der folgenden Nacht hatte er einen sonderbaren Traum. Er sah, wie das Schlüsselloch seiner Schlafzimmertüre groß und immer größer wurde und wie aus ihm ein runzliges, verschrumpftes Frauchen heraustrat. Wie es mitten im Zimmer stand, wuchs es, wurde immer größer, bis es Größe und Gestalt seiner Mutter angenommen hatte, aber dann glätteten sich die Runzeln ihres Angesichts, ihre Haare wurden schön und seidenweich, ihr Rücken streckte sich und eine wunderschöne Jungfrau stand vor ihm. Er wollte die Arme nach ihr ausstrecken, aber er vermochte kein Glied zu rühren; er zitterte und bebte, aber die Anstrengung raubte ihm den Atem, ohne daß sie etwas nützte. Die Brust war ihm wie zusammengedrückt durch eine furchtbare Last. Endlich stieß er einen heißern Schrei aus — und erwachte. Er war in Schweiß geraten und zitterte an allen Gliedern.

Von nun an hatte er beinahe jede Nacht ähnliche Träume. Jedesmal erwachte er mit einem Schrei und fand sich dann atemlos und wie zerschlagen von der furchtbaren Angst, die der schredliche Druck auf seine Brust erzeugt hatte.

Endlich faßte er sich ein Herz und klagte seine Not einer alten Frau, die eine gute Freundin seiner Mutter gewesen war und zu der er daher am meisten Zutrauen hatte. Sie sagte ihm, daß ihn das „Doggeli“ plage. Er solle nur einen hölzernen Zapfen machen von Haselholz, das er sich an einem Freitagmorgen vor Sonnenaufgang in den drei höchsten Namen geschnitten habe, und dann ein Loch in den „Unterzug“ bohren, zu dem der Zapfen passe. Endlich müsse er noch einen Schraubstod bereit machen, am besten ihn ins Schlafzimmer nehmen. Wenn er nun den Druck spüre, solle er auf die Brust zu greifen suchen, fest packen, was er dort auch finden möge, und das Gefundene bis am Morgen in den Schraubstod einklemmen. Am Morgen werde er die Person, welche ihn als Doggeli geplagt habe, im Zimmer finden; wenn er sie bei sich behalten wolle, müsse er nur das, was er im Schraubstod eingeklemmt habe, in das Loch verschließen; sie könne ihm nicht enttrinnen, so lange der Zapfen eingesteckt bleibe.

Der Bursche tat genau wie ihm geraten worden war, bohrte ein Loch, holte Haselholz am Freitagmorgen vor Sonnenaufgang und machte einen passenden Zapfen. Auch den Schraubstod stellte er bereit. In der Nacht sah er sich im Traum vor seinem Haus, das größer und größer wurde, bis es schließlich die ganze Welt erfüllte und ihm keinen Raum mehr übrig ließ. Es wuchs um ihn herum, umgab ihn auf allen Seiten, drängte sich dann gegen ihn und drohte ihn zu erdrücken. Er machte sich kleiner und zog sich immer mehr in sich zusammen. Dabei überkam ihn ein wohliges Gefühl, als ob er wieder ein Kind wäre und sich im Schoße seiner Mutter befände. Und da sah er plötzlich neben sich eine andere, ebenso kleine Gestalt — es war dieselbe, die ihm in der ersten Nacht erschienen war —, an die er sich plötzlich in unbezwinglicher Sehnsucht und Liebe klammerte, sie umfaßte und küßte. Dabei erwachte er. Langsam kehrte in ihm die Erinnerung an sein Vorhaben wieder; er bemerkte, wie seine Arme gekreuzt auf der Brust lagen, als ob er dort etwas festhalten müßte. Sorgfältig suchte er nach, fand aber nur einen Strohalm, den er mit einem Gefühl der Verlassenheit und des Mißmuts in den Schraubstod einzwang. Dann legte er sich von neuem zur Ruhe.

Als er am folgenden Morgen erwachte, fand er die erträumte Jungfrau neben sich im Bett, wo sie noch schlief. Er betrachtete ihre Züge — er erkannte vieles, was ihn an seine Mutter erinnerte. Seine Zärtlichkeiten weckten endlich die unbekannte Schöne, die mit erstaunten und dann mit angsterfüllten Blicken ihn und die ihr fremde Umgebung betrachtete.

Der Bursche erinnerte sich des Mittels, um die Jungfrau für immer bei sich zu behalten: er stand auf, nahm den Strohalm aus dem Schraubstod und verschloß ihn in das Loch im Unterzug. Als sie sein Beginnen durchschaute, flehte sie ihn an, das nicht zu tun, und lange schwankte er zwischen selbstloser Entfugung und eigensüchtiger Liebe. Endlich aber überwog die Liebe und der Wunsch nach ihrem Besitz.

Lange Jahre lebten sie zusammen und bekamen mehrere Kinder, denen die Fremde eine treue, liebevolle Mutter war. An ihnen hatte auch der Vater große Freude, und wenn ihn die Frau wieder und wieder bat, doch den Zwang zu lösen, den Zapfen auszu ziehen und ihr die Freiheit wiederzugeben, so hatte sie an den Kindern einen Ersatz für sie selbst, der dem Manne ihren Verlust erleichterte. So zog er den Zapfen aus und die Frau war wieder verwundet.

Noch oft aber sprachen die Kinder von ihrer Mutter, und wenn der Vater außerhalb des Hauses gearbeitet hatte, erzählten sie ihm, daß sie wieder dagewesen sei, sie gekämmt gepflegt und beschenkt habe. Dem Manne aber zeigte sie sich nie wieder.